

Der Weg ins Leben

Autor(en): **Kerlecq, Jean de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 52

PDF erstellt am: **20.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-752104>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Weg ins Leben

Von Jean de Kerleq

Als Abdallah sie verstoßen hatte, verließ Bednah eilig die Place Halfaouine, damit niemand, der sie kannte, sie weinen sehe. Doch hätte jeder aufmerksame Beobachter unter dem Gesichtsschleier die schmerzlich verkrampften Züge der Frau erkennen können.

Warum hatte ihr Gatte sie von sich gewiesen? Ganz einfach, wahrscheinlich weil er sie nicht mehr liebte — Abdallahs Härte war bekannt. Andere Frauen hätten sich gegen so viel Ungerechtigkeit und Eigensucht aufgelehnt, aber Bednah war gegangen — wenn ihr Gatte sie nicht mehr liebte, was nützte es noch, dazubleiben — was nützte es noch, zu leben?

Sie ging ohne Ziel vor sich hin, stand plötzlich vor der Porte de France und schlug die Avenue de la Résidence ein. Das Europäerviertel von Tunis strahlte an jenem Abend in Festesglanz. Eine angeregte Menschenmenge füllte die Straßen, die Cafés waren voll besetzt, und aus der Kirche, in der sich die Fremden drängten, klang eine Jubelhymne. Bednah wunderte sich zuerst und zog sich ängstlich in das Dunkel unter den Palmen zurück, dann erinnerte sie sich, daß die Christen an diesem Abend so etwas wie das Bairamfeiern.

Weihnachten! — Heute hatte Myriam ihrem hochheiligen Sohn Sidnah Aissa (Jesus) das Leben geschenkt. Mohammed selbst hat ihrer beider Ruhm im Heiligen Buche gesungen. Gesegnet seien Mutter und Kind!

Bednah seufzte tief auf. Sie hatte es immer bedauert, die Freuden der Mutterschaft nicht gekannt zu haben, aber jetzt erschien ihr die Leere ihres zerrissenen Herzens noch abgründiger. Denn ein Kind verleiht selbst der verzweifeltsten Mutter einen Lebensinhalt; sie klammert sich an die kleine Hand wie der Schiffbrüchige an einen treibenden Balken. Bednah aber fühlte sich verlassen im Ozean des Lebens umhertreiben, sie schritt eilig weiter, wie wenn sie dem milden Abendwind ein wenig von ihrem wilden Schmerz mitgeben könnte, damit er ihn fortrage.

Sie war kaum über sechsundzwanzig Jahre alt und war in Sidi-Bou-Said von Eltern geboren worden, die schon lange in den Schoß Allahs, des Vaters aller Wesen, zurückgekehrt waren. Ein Geistlicher hatte sie zu sich genommen, hatte sie erzogen und beschützt, bis zu dem Tage, da sie der unbeständigen Abdallah in die Stadt der Kuppelgräber geführt hatte, um sie zu seiner Frau und Magd zu machen.

Um dem Lärm und der Lustigkeit der Menschen zu entgehen, war Bednah in die Avenue de Paris eingebogen. Sie dürrte nach Stille, Frieden und Besinnung. So ging sie lange vor sich hin, bis sie sich schließlich erschöpft auf dem Gipfel einer Befestigung zur Erde sinken ließ. Hierher war sie früher oft mit ihrem Adoptivvater gekommen und hatte die Minarette von Tunis, der weißleuchtenden Stadt, im Lichte der untergehenden Sonne strahlen sehen. Ganz unbewußt hatte sie den Weg nach Sidi-Bou-Said eingeschlagen, wo vielleicht der einzige Mensch noch lebte, der sie je wirklich geliebt hatte.

Seit sie die Schwelle des prunkvollen Palastes Abdallahs überschritten hatte, war Bednah zum erstenmal allein und frei — allein zwischen Himmel und Erde. Etwas verwirrt setzte sie sich auf einen grauen Stein. Die Nacht war erstaunlich hell; wie einen prächtigen Mantel breitete sie den märchenhaft ausgesternten Himmel über sich. Und das nahe Meer schien wie von einem inneren Licht erhellt. Aber Bednah achtete der Herrlichkeit um sich herum nicht, sondern ließ ihre Gedanken zu jenem weißen Hause zurückwandern, in dem Abdallah mit anderen Frauen die Süße der Ruhe genoß.

Bednah trocknete die Tränen, die ihre Augen verschleierten, und drückte die Hände gegen ihr Herz, das wild in ihrer zarten Brust klopfte. Und sie lebte ihre ganze Vergangenheit, die wie eine glückliche Sklaverei gewesen war, noch einmal. Sie sah sich an dem Abend, an dem sie in Tunis angekommen war. Abdallah hatte seiner jungen Gattin zehn wunderbare ziselierter Schmuckstücke geschenkt — und eine Menge herrlicher Seidenstoffe. Ach, wie liebevoll war er an jenem Abend gewesen und wie fest hatte sie sich vorgenommen, ihn immerdar zu lieben! Und nun war das alles weit, weit fort, so weit, daß Bednah sich fragte, ob es wirklich sie war, die einstmals so glücklich gewesen war —

Allmählich war nächtliche Kühle der Milde des Abends gefolgt. Bednah fühlte sie schauernd auf ihren Schultern. Sie zog die Enden ihrer Djabadoli fester um sich, hüllte sich enger in ihren Umhang und stand wie im Traume auf. Ueber die Wellen des Meeres lief ein leichtes Zitern, es schien zu der verjagten Frau sagen zu wollen:

«Nun, Bednah — der Herr hat die Tür des Glücks hinter Dir zugeschlagen, was wirst Du jetzt auf dieser Erde machen? — Eines Tages wirst Du vielleicht betteln gehen müssen, und dann werden sich die Fremden über Dein Unglück lustig machen, wenn sie Dir Silbermünzen

zuwerfen. — Nun, Bednah — hab Mut! Laß Dich in die Heimstatt gleiten, die ich Dir biete — Du wirst friedlich darin schlafen und die Wellen sollen Dich wiegen —»

Bednah seufzte auf. Der Wind wurde frischer. Das gar zu redselige Meer erschreckte die Verzweifelte. Sie wandte ihren Kopf fort:

«Nein, nein — nicht heute nacht! Morgen — ja morgen — Die Sterne haben Augen und ich will nicht, daß sie mir zuschauen —»

Mühsam nahm die Verlassene ihre Wanderung wieder auf. Zu wem ging sie — wohin? Warum wanderte sie noch, da sie doch sterben wollte? Weiß man, wohin die Hand des Schicksals ein Wesen lenkt, das sich selbst verloren hat? Die Absichten Allahs sind geheimnisvoll und seine Weisheit hat keine Grenzen!

Bednahs Gedanken hatten sich dem Allmächtigen zugewandt. Sie haderte nicht. Sie dachte an das Glück, das Myriam empfunden haben mußte, als ihr ein Sohn geschenkt worden war.

«Ach, wenn ich doch nur wie sie ein Kind gehabt hätte, in dessen Augen ich mich hätte spiegeln können», murmelte sie vor sich hin. «Myriam! Bist Du nicht die liebevolle Schwester aller Frauen — welcher Religion sie auch angehören mögen? Maria oder Myriam — in Jesu oder Aissas Namen — erbarme Dich meiner!»

Und die Verstoßene schluchzte laut auf und wanderte weiter auf den Steinen, die Regen und Wind von Jahrhunderten abgeschliffen hatten.

Plötzlich hörte sie nicht weit von sich etwas wie ein Wimmern, das aus dem Erdboden zu kommen schien. Aber dieser leise Klagelaut war so erregend, daß Bednah stehen blieb und sich umschaute. Und da sah sie etwas Weißes sich in einer Vertiefung im Boden bewegen. Bednah eilte hin — eine unbeschreibliche Empfindung drückte ihr das Herz zusammen. Sie bückte sich und erkannte ein neugeborenes Kind, das in einen Burnus gewickelt war und frisch und glatt wie eine eben gereifte Frucht aussah. Das Herz der Verlassenen tat einen Sprung. Sie hatte das Gefühl, wie wenn sie erwacht sei, erwacht aus einem bösen Traum, und zum erstenmal ins Leben trete. Hingegrissen nahm sie das kleine Wesen auf, wiegte es, liebte es und weinte vor Glück über dieses Kind, das sicher ebenso wie sie von einem egoistischen Manne ohne Herz ausgestoßen worden war.

Dann hob sie die Augen zum Himmel, in dem Allah sich in der ewigen Herrlichkeit des Firdous (Paradies) versteckt hält, und murmelte ein Gebet, das ihr ihr von Dankbarkeit überströmendes Herz ergab.

Sie sah nicht mehr Tunis vor sich oder den Palast Abdallahs — sie hatte ihn vergessen. Eine übermächtige Morgenröte strahlte ihr entgegen, so prächtig, so wunderbar, daß die Verstoßene ein n Augenblick vor Entzücken die Augen wie geblendet schließen mußte.

Und Bednah, die in den Tod hatte gehen wollen, trat in dieser Weihnachtsnacht mit dem Kinde den Weg ins Leben an.

Die Kunst, sich beschenken zu lassen

Es gibt Menschen, die nie im Leben eine passive Rolle übernehmen können: sich beschenken lassen ist ihrem aggressiven Temperament ein beschämender Zustand. Sie vertuschen das mit gespielter Gleichgültigkeit und geheuchelter oder echter Beschämung und demütigen damit den Schenkenden, der sich mit seinen in Geschenke umgesetzten guten Gefühlen ebenso peinlich wie lächerlich vorkommen muß. Sich beschenken lassen ist also Temperamentssache.

Es ist aber auch eine Taktfrage. Der Anstand erfordert, daß man für ein empfangenes Geschenk dankt; nicht aber so dankt, daß der Geber sofort weiß: «aha, der Beschenkte überlegt den Wert und überschätzt in Gedanken die Summe, mit der er sich revanchieren muß.» Auch in diesem Fall macht Schenken keine Freude.

Am schönsten sind Kinder zu beschenken: sie sind noch ganz naiv und frei von allen Hemmungen und Komplexen, mit denen wir Erwachsenen uns jeder Freude und allen Dingen des Gefühls gegenüberstellen und sie zunächst mit unserem Verstand kritisch beleuchten. So können auch nur Kinder sich noch ganz hemmungslos und ursprünglich freuen: ihr Jubel und ihre Begeisterung ist so, daß sie uns Beschenkende darüber vergessen und ganz in dem Geschenken aufgehen. Vielleicht ist das das schönste Echo, das einem mit dem Herzen Schenkenden zuteil werden kann.

«Geben ist seliger als nehmen» — sagt das kluge Sprichwort und meint damit eine andere Eigenschaft, die es vielen Menschen so schwer macht, sich beschenken zu lassen. Die allzu Stolzen und Egoistischen sehen darin eine Demütigung, die sie nur schwer erwinden können, und die Worte des Dankes, falls sie solche überhaupt finden, kommen ihnen ganz und gar nicht aus dem Herzen.

Schenken ist eine Steigerung von Geben, ein Geben mit festlichem Hintergrund. Das gleiche gilt auch für das Sich-beschenken-lassen: dieser festliche Hintergrund ist es, den wir auf dem Gesicht des Beschenkten sehen wollen und so oft nicht sehen. Wir haben unser Geschenk mit viel Liebe, Einfühlungsvermögen und Ueberlegen ausgesucht, haben uns im Geiste vorgestellt, wie es wirken wird und nun sehen wir statt Ueberraschung und Freude Enttäuschung, Gleichgültigkeit und Hilflosigkeit. Es gibt wohl nichts Schmerzlicheres für jemanden, der mit dem Herzen schenkt.

Viele Ehemänner verstehen gar nichts von der Kunst, sich beschenken zu lassen. Egoisten, die sie sind, wollen

sie wohl selbst schenken, stehen aber verlegen und teilnahmslos vor ihren Geschenken, stammeln kleine, jede Freude im Keim erstickende Sätze wie «war das nötig?» oder «was soll ich denn mit dem Ding anfangen?» und tasten mit ungeschickten Fingern an den liebevoll ausgesetzten Kleinigkeiten herum und langweilen sich im Grunde ihres Herzens.

Die meisten Frauen dagegen besitzen die Gabe, sich beschenken zu lassen. Sie freuen sich wie die Kinder, schmücken sich begeistert mit ihrem Geschenk und haben immer gerade das bekommen, was sie sich am sehnlichsten wünschten. Und wenn es auch nicht immer ganz stimmt, so spielen sie doch aus Liebe ein bißchen Theater und zaubern für den andern das Glück, das Beschenken bereitet, um sich.

Es gibt aber auch die ewig Nörgelnden und Unzufriedenen, die jedes Jahr unter dem Weihnachtsbaum stehen, ein schiefes Gesicht ziehen und ausgerechnet wieder das Mißgeschick haben, statt des erhofften Pelzmantels nur einen Brillantring bekommen zu haben, während es im nächsten Jahr umgekehrt sein wird. Ihnen wird man es mit keinem Geschenk der Welt recht machen können.

Der Knigge des Schenkens berät ganz genau vom konventionellen Standpunkt aus, was man schenken soll und was nicht. Sich darnach beschenken zu lassen, ist oft schwer für den Beschenkten. Aber der gute Ton fordert von ihm gute Miene zum bösen Spiel. Ebenso notwendig wäre aber ein Knigge für den, der beschenkt wird und der den vielen, die so unbeholfen vor ihren Gaben stehen, rät: laß dir deine Enttäuschung nicht anmerken, du zerstörst eines anderen Menschen Freude; sei nicht berechnend wie ein Kaufmann beim Betrachten deiner Geschenke, du beschämst den Geber; sei nicht gleichgültig und teilnahmslos, du bringst dich und die anderen um ein Vergnügen! Im Gegenteil: freu dich über jede Gabe, wenn sie auch nicht ganz deinem Geschmack entspricht, so wurde sie doch mit Liebe ausgewählt und sie wurde dir vor allen Dingen geschenkt, das mußst du wiederum deinem Stolz zur Beruhigung sagen!

Sich beschenken lassen ist demnach eine Kunst, die Takt und Feingefühl und eine gewisse Diplomatie des Herzens erfordert, wenn wir romantisch, d. h. mit dem Herzen schenken und nicht ganz sachlich, was einem bloßen Warenaustausch gleichkommt und wobei es keiner Kunst bedarf, weder von seiten des Schenkenden noch des Beschenkten.

E. N.